

Schulaufsätze als Zeitdokumente : "Der Rheinletten ist ergiebiger Ackergrund"

Autor(en): **Ackermann, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **8 (1995)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-893101>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schulaufsätze als Zeitdokumente

«Der Rheinletten ist ergiebiger Ackergrund»

Otto Ackermann, Fontnas

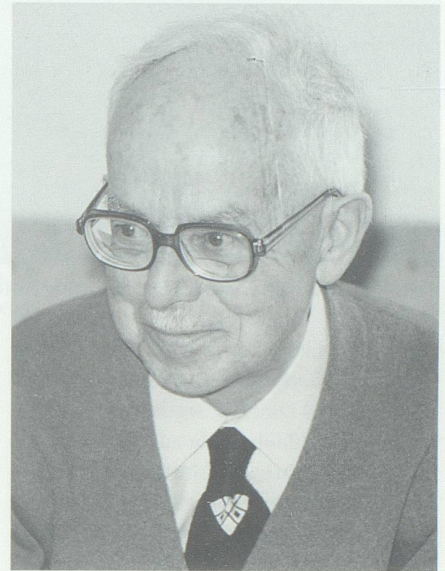
Von meinen Erinnerungen an die Primarschulzeit ist mir vor allem noch lebendig, mit welchem Eifer wir unsere Aufsatzsammlungen, Rechen- und Realienhefte als «Ernte» eines Schuljahres im Frühling ausbesserten, auf die Examen hin zusammenstellten und schliesslich, fein gebunden von einer Buchbinderei, den Eltern präsentierte. Eine ganze Anzahl dieser meiner «Frühwerke» ruhen noch auf dem Estrich und werden dem eigenen Nachwuchs bei der Gelegenheit von Familienfesten präsentiert. Ich weiss nicht, wann diese aufwendige «Konservierung» von Schülertätigkeiten aufgekommen ist, vermutlich war auch nicht jede Schulgemeinde finanziell dazu in der Lage.

Lehrer Jakob Müller, der von 1914 bis 1930 im kleinen Schulhaus vom Sevelerberg eine Gesamtschule unterrichtete und danach bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1959 im Schulhaus Rans wirkte, liess jedes Jahr von seinen Schülern Arbeiten und Aufsätze zu bestimmten Themen zu schön gestalteten Erinnerungsbüchern zusammenstellen, die er aufbewahrte und die heute noch von seinen Töchtern und ehemaligen Schülerinnen als Pfand für viele Erinnerungen sorgsam gehütet werden. Da ist noch alles «Eigenproduktion»: Noch keine Heftvorlagen, Arbeitsblätter oder Fotokopien nahmen den Schülern die Arbeit ab; ganz selten sind die Zeichnungen ergänzt durch ein Erinnerungsfoto. Auch der Einband wurde als Kartongearbeit der Klasse mit Sorgfalt und Liebe für das eigene Buch gestaltet. Dies ermöglichte etwa für den Band «Die Wiese» ein ganz ausgefallenes Format von 23 × 37 cm, das für die Aufnahme eines kleinen Herbariums bestens geeignet war. Auf 150 Seiten im Querformat von 31 × 22 cm präsentiert sich der Band «Unsere Schulreise» der Oberschule Rans, 4. bis 8. Klasse des Schuljahres 1937/38. Den Schülern mag es gleichgültig gewesen sein, dass die Bahnfahrt ins Glarnerland mit der Wanderung an den Klöntalersee zu den «Standardrou-

ten» von Lehrer Müller zählte, die er immer wieder dokumentieren liess, angefangen von der minuziösen Schilderung der Bahnfahrt, der Halte, Verpflegung, Spiele, denn schliesslich war es ihre Erfahrung und Entdeckung von Umwelt, die sie selber vorbereiten und ausarbeiten mussten mit Erkundigungen bei der SBB über die Fahrtaxen und -zeiten, mit freundlichen Bittbriefen an den Verkehrsverein um Zusendung von Prospekten und der brieflichen Einholung von Offerten für einen wohlfeilen Imbiss. Dieser wurde auch gerne angeboten: «Kaffe mit Milch und zwei Weggli zu Fr. 0.90 per Person. Einer reichlichen und sorgfältigen Bedienung können Sie versichert sein. Ihrem geschätztem Auftrage gerne entgegensehend grüsst Hochachtungsvoll. Frau Ströher.» In einer Zusammenstellung der Reisezeiten – man verliess Sevelen um 5 Uhr 47! – rechnet ein Schüler in einer Fahrplanlese- und Rechenübung nach, dass die reine Fahrzeit 1929 2 Stunden und 49 Minuten betragen hatte, acht Jahre später aber 15 Minuten weniger. Zur «Welterkundung» gehörten auch eine Übersichtszeichnung der Reststrecke und eine Zusammenstellung zur Wirtschaft des Glarnerlandes: Ausschnitte einer kleinen, geschlossenen Welt, die aber darum um so direkter als die eigene begriffen und dargestellt wurde.

47 Jahre im Dienste der Seveler Jugend und Kultur

Jakob Müller wurde am 25. Dezember 1893 in Buchs geboren und wuchs an der Schulhausstrasse zusammen mit seinen acht Geschwistern auf. In Buchs besuchte er den Kindergarten, die Primar- und Sekundarschule, anschliessend erwarb er nach vier Jahren am Lehrerseminar in Schiers das Lehrerpapier. Wie oben schon erwähnt, wurde er gleich danach, im Jahre 1914, an die Gesamtschule am Sevelerberg gewählt. 16 volle Jahre führte er diese Bergschule. Als der Schulrat ihm 1930 eine Stelle an der Oberschule von Räfis anbot,



Lehrer Jakob Müller.

war das kein leichter Abstieg ins Tal: «Das Abschiednehmen müssen von meinen mir lieb gewordenen Schülern am Sevelerberg und ihren verständnisvollen Eltern fiel mir recht schwer. Sechzehn Jahre waren wir in Freud vielmehr als in Leid miteinander eng verbunden», schreibt er in seinen persönlichen Erinnerungen.

Während der folgenden 18 Jahre lebte er nun ganz im Schulhaus Rans, da er im obern Stock seine Wohnung hatte und zeitweise auch als Abwart seinen damaligen kargen Lehrerlohn aufbesserte. Wie schon oben am Berg wurde auch in Rans die Lehrtätigkeit durch einen Weltkrieg und den Aktivdienst unterbrochen. Auch Lehrer Müller war verpflichtet, durch den Anbau von Kartoffeln, Weizen und Mais an der Anbauschlacht zur Sicherung der Landesversorgung mitzumachen.

In der Freizeit dirigierte er verschiedene Gesangsvereine und präsidierte während einiger Jahre auch die Kirchgemeinde Sevelen. Nach dem Neubau der Schulanlage Gadretsch war er dort noch zwei Jahre über sein Pensionierungsalter hinaus als



Schulhaus Sevelerberg. (Bild: Hans Jakob Reich, Salez, 1994.)

Abschlussklassenlehrer im Schuldienst tätig. Als Anerkennung für dieses sein Lebenswerk im Dienste der Seveler Jugend verlieh im die Gemeinde zu seiner Pensionierung im Jahre 1961 das Ehrenbürgerrecht, was ihn mit grosser Freude und Dankbarkeit erfüllte; fast zwanzig Jahre durfte er in der Beschaulichkeit seines Hauses und der Pflege seines Gartens auf seine erfüllten Lehrjahre zurückblicken.¹

Eine Wettbewerbsarbeit der Schulklasse

Aufsätze sind Aufgaben, die eigenen Erlebnisse sprachlich zu gestalten; es wären an sich auch Gelegenheiten, sich mit grösseren Ereignissen und weiteren Zusammenhängen der Zeit und Zeitgeschichte auseinanderzusetzen, also Versuche, die Welt auch in einem weiteren Rahmen zu sehen. In einer Zeit, da die Lokalzeitungen noch in kurzen Agenturmeldungen, in der Regel ohne Bild, das Weltgeschehen einfingen, da das Radio noch in den Anfängen steckte und noch lange nicht in jedem Haushalt zu finden war und noch niemand etwas ahnte von der Bilderflut des anbrechenden Informationszeitalters, nahmen Lehrer und Schüler ihre Umgebung direkt und ohne grösseren Bezüge zum Weltgeschehen wahr; die sprachliche Gestaltung beschränkte sich auf das sorgfältige Beobachten und Beschreiben vertrauter Vorgänge. Die Aufsatzhefte sind aber auch ein Abbild der verwendeten Lesebücher und Lehrmittel, von denen bekannt ist, dass sie bis weit über die Jahrhundertmitte das

Bild einer heilen Bauernwelt und Natur vermittelten. Höchstens indirekt, und auch dann nur in Spuren, stellen sie darum einen Spiegel des Zeitgeschehens und des gesellschaftlichen Wandels dar.

Diese Bemerkungen gelten auch für eine Reihe von Aufsätzen, welche Müllers Schulabteilung, die 5. bis 8. Klasse des Jahres 1938/39, im Rahmen eines Wettbewerbs für die «Landi», die denkwürdige Landesausstellung, verfasste. An die Einzelheiten erinnert sich heute niemand mehr genau, jedenfalls sollen die Blätter irgendwo an der Landi zu sehen gewesen sein. Unter dem Titel «Der Rheinletten ist ergiebiger Ackergrund» wurde im Verlauf des Jahres in Gemeinschaftsarbeit ein Buch mit 111 Blättern zusammengestellt.² Kleine Gedichte am Anfang bringen das Gefühl der trauten Heimat zum Ausdruck: «s Werdenberg, das Türggeland/ischt wit umenand bekannt. [...] Au pflanzet würd do allerhan,/in üserem fruchtbare Ackerlan./Powerli [Pois verts], Rübli, Bagg [Tabak] un no viel mea,/Ihr söttet die prachtvolle Felder nu gsea,» schreibt B. R.

Fruchtbarer Rheinletten

Das «Werdabergermüas» wurde nun in den Mittelpunkt des «Jahrbuchs» gestellt. In den Aufsätzen und Berichten der Schüler erscheint dabei eine Bevölkerung, für die der Anbau von Gartengemüsen nicht bloss ein Hobby war, sondern eine willkommene Senkung der Lebensmittelkosten ermöglichte und als Nebenlandwirtschaft oft sogar das bescheidene Ein-

kommen erhöhte, da ein Zuliefersystem an die Konservenfabrik Roco in Rorschach auch die Beteiligung von Kleinproduzenten an der expandierenden Nahrungsmittelkonservation und -produktion ermöglichte. Ihrer Darstellung gilt unsere Aufmerksamkeit in den folgenden Ausschnitten aus den Schülerbeiträgen.

Mit Zeichnungen von Rüben und Zwiebeln schmückt N. S. sein Gedichtblatt aus: «Im Werdaberg gits viel Gmüas und Chrut./D Lüt pflanzen allerlei: Powerli, Bohna und Rüabli./s tönt Land uf Land ab gar schüli lut:/Rytalergmüas gen starchi und gsundi Büabli./Ganzi Wäga voll rumplen hei,/d Bura spannen starchi Ross do dra./Runngla hends so schwär wie Stei./Im Wärdaberg chascht allerhand go ha.»

A. R. hat vermutlich noch nicht an unsere Sorgen mit den überdüngten und verseuchten Böden gedacht, als sie in ihrem hübschen Aufsatz folgende Betrachtung anstellt: «Der Mensch kümmert sich vielfach nicht um das, worauf er steht, nämlich um den guten Erdboden; vielmehr achtet er auf Sonne, Mond und Sterne. Würde er aber gründlich nachdenken, erschienen ihm alle andern Dinge den fruchtbaren Schollen gegenüber verschwindend klein. – Das wissen wir Rheintaler; denn ein vielfältiger Spender ist der Rheinletten. Grosskörniger Mais, feine Buschbohnen,

Jedes Jahrbuch verband wörtlich das gemeinsame Erleben und Gestalten der Schulklassen.



begehrte Poisverts, wohlschmeckende, ziegelrote Carotten, nahrhafter Spinat, strotzende Kohlköpfe, Tabak und Spargeln, dass alles gedeiht in unserem Boden. Wie ein Schöpflöffel wohlschmeckenden Essens ist in unseren besten Äckern eine Handvoll Erde: nicht zu fett, nicht zu leicht, nicht zu kalt, nicht zu warm, nicht zu klebrig, sondern griessartig zerfallend, mit einem Wort: fruchtbar.»

Karotten bis zum Überdruß!

Der Karottenernte sind verschiedene Aufsätze gewidmet. Die Kinder berichten, wie sie ihren Müttern helfen mussten. H. S. ist noch im Frühnebel auf dem Feld draussen und zog mit der Mutter die Rüben aus dem Boden, gegen Mittag hilft er dem Vater, sie auf einem Handwagen heimzuziehen, zu entkrauten und in Säcke abzufüllen. B. E. berichtet von ihrer Mitarbeit: «An einem sehr heissen Sommertag rüsteten meine Schwester Marie und ich den Handwagen. Wir nahmen die Zaine und das Tuch. Als wir bereit waren, sprangen wir mit dem Wagen hinaus. Wir mussten einmal auch absitzen. [...] Marie packte die Zaine, und ich spreitete das Tuch auseinander. Wir rissen die Carotten aus und trugen sie an Haufen, nachher hinaus auf den Handwagen. Ich beigte sie sorgfältig an der Leiter auf. Bald hatte meine Schwester wieder einen Haufen aufgeschichtet. Ich trug sie

Scherenschnitt von Anna Hagmann aus der 7. Klasse im Klassenbuch von 1938/39.



Ihren Herbstaufsatz «Verlassene Äcker» hat Marie Spreiter mit einer Fotografie der aufgeweckten Schülerschar geschmückt.

auf den halbgeladenen Handwagen. Wir deckten die Carotten mit einer Blache zu. Marie und ich zogen den schweren, holprigen Wagen heim. Endlich waren wir an unserem Haus angelangt. Wir stiessen den Wagen zur Tennbrücke hinauf. Ich schleppte die Kiste und Säcke aus der Tenne heraus, legte den Sack auf die Knie und packte ein Büschelchen Carotten.»

Manchmal wurde auf offenem Feld auch ein Sonnendach erstellt, unter dem dann die ganze Familie im willkommenen Schatten das grüne Kraut von den Rüben entfernte. Meist durfte man erst nach der Erledigung dieser Arbeit baden gehen.

Für den Transport verwendete man fast ausnahmslos einen Handwagen, auf dem die Karotten aufgeschichtet und mit einer Blache zusammengehalten wurden, «so dass nur das dunkelgrüne Kraut und die ziegelroten Carotten darunter hervorguckten. Dann wollten wir mit dem schweren Fuder vom Rasenplatz fahren, mussten aber ziehen wie ein starkes Pferd. Wir kamen schwer atmend daher, stellten die Carotten in die Tenne und schlossen das alte, mächtige Tenntor», schreibt H. D.

Nicht nur beim Einsammeln, sondern auch beim Entkrauten war die Kinderarbeit nötig. «Eines Tages erschrak ich nicht wenig, als vor der Küchentüre ein mächtiger Haufen Karotten aufgeschichtet war. 'Setz dich auf die Bank und hilf uns!' befahl mir die Mutter. Aus der Küche holte ich drei Messer für die Mutter, für den Vater und für mich. Ich nahm einen Arm voll Carot-

ten und schnitt das Kraut sorgfältig ab. Die runden, ziegelroten warf ich in die grosse, die gespaltenen, etwas länglichen in die kleine Zaine.» Mit diesen Worten beschreibt E. S. ihre Eindrücke, während A. R. dem Karottenputzen mehr abgewinnen kann: «Wenn im Spätsommer der Vater mit einem Handwagen voll schöner, runder, ziegelroter Carotten vors Haus fährt, freuen wir uns alle. Mit alten Stühlen und Kesseln setzen wir uns auf den Platz neben dem Haus. Damit wir nicht gar zu schmutzige Kleider erhalten, binden wir eine alte Bandschürze um. [...] Auch der Humor fehlt bei dieser Arbeit sicher nirgends. 'Ich verzelle eu no en Witz,' bricht der Vetter. 'Also fang a!' seit der Vatter. 'Es seien emol en Gmeinrot und en Pur bime Rüebligger vorbeiganga. Do heg der Bur zum eine gseit: Du, weischt o, was der Unterschied zwüscheme Rüebligger un em Gmeinrot isch? – Nei, das weiss i nid! – Aber i weiss, nämli: Imene Rüeblifeld rupft me d Narre us, un im Gmeinrot lot mes dehin!'»

A. S. hält in einer Tabelle die täglichen Liefermengen der Leute aus seinem Dorf Rans für zwei Wochen im Monat Juli fest; sie schwankt zwischen gut 100 kg und fast

1 Nach dem Nachruf im Besitz seiner Tochter Elisabeth Rutz-Müller, Plattsnas, Weite.

2 Ich zitiere im folgenden aus diesem Buch in Beibehaltung der Schreibweise, wobei nur offensichtliche Fehler oder Missverständliches verbessert werden; die Autoren werden nur mit Initialen angeführt.



CAROTTEN



Eines Tages erschrak ich nicht wenig, als vor der Küchentüre ein mächtiger Haufen Carotten aufgeschichtet war. „Setz dich auf die Bank und hilf uns!“ befahl mir die Mutter, aus der Kü-

«Eines Tages erschrak ich nicht wenig, als vor der Küchentüre ein mächtiger Haufen Carotten aufgeschichtet war.» Mit diesen Worten beginnt Elsa Saxer ihren Aufsatz über ihre häusliche Mitarbeit beim Karottensortieren, den sie mit einer Fotografie ausschmückte.

2000 kg pro Tag. Der Abtransport der so gewonnenen Ernte erfolgte dann mit der Bahn; heute noch erinnert sich Ueli Rutz-Müller an den «Chiefelexpress», jenen Zug, der jeweils gegen Abend von Sargans nach Rorschach fuhr und an allen Stationen umständlich einen Wagen angehängt bekam.

Mühsame Tabak- und Spinaternte

Die Mitarbeit der Kinder wurde von allen Beteiligten als selbstverständlich empfunden; heute wäre man vermutlich in verschiedener Hinsicht vorsichtiger, wenn A. D. berichtet: «An einem sonnigen Julitag holten wir zum erstenmal Tabakblätter, nämlich die Sandernte, das heisst die untersten Blätter. Die grössten werden ungefähr vierzig bis fünfzig Santimeter lang. Eine Pflanze erreicht leicht zwei Meter. Die fünfzipfligen Blüten duften fein. Die Beischosse müssen ausgebrochen werden, sonst nehmen sie den wertvollen Blättern die Nahrung weg. Der Tabak enthält ein starkes, sehr gefährliches Gift. Ich bekam darum meistens Kopfweh. Die Blätter lässt man an Dachlatten dorren und später bei Regenwetter eine gewisse Feuchtigkeit ansaugen. Dann legt man sie in eine Presskiste.»

Mühsame Handarbeit bedeutete auch das Pflücken des Spinats, der für die Konervenfabrik in Rorschach angebaut und per Lastauto abgeholt wurde. Die Ernte wurde in Säcken zu Thomas Nau gebracht, der sie wog und die Liefermenge auf der mitge-

brachten Lieferkarte eintrug; für den Abtransport wurde die Ware in Drahtkörbe mit bis zu fünfzig Kilo Gewicht eingefüllt: «Nun stampfte, drückte und wurstelte man den Spinat in die Drahtkörbe, sodass der Saft an ein paar Stellen herauspritzte», schreibt A. H., während M. S. von den Schwierigkeiten berichtet, wenn der Föhn ging: «Der Föhn riss uns manchmal elf, zwölf Blätter aus der Zeine heraus. [...] Es durfte kein gelbes Blättlein darin sein. Die Fabrik verlangte sauberen Spinat. [...] Fünf grosse Säcke hatten wir mit Spinat gefüllt.»

Rund um die «Powerli»

Eine weitere Gruppe von Aufsätzen befasst sich mit dem Erbsenanbau und der Erbsenernte, den «Powerli». Die Vorbereitung für den Anbau begannen zu Hause mit dem Herrichten der Pfähle für den Drahtbau. H. S. schreibt: «An einem herrlichen Frühlingstag hatte ich den Auftrag, Powerlipfähle zu verfertigen. Am Vortag sägten Vater und ich zwei Meter lange Stücke von den gekauften Lärchenbäumen ab. Zuerst holte ich vom Schreiner die bestellten Leisten. Ich nagelte 40 Santimeter lange Leisten an die Pfähle. Ich klopfte und klopfte bis ich etwa dreiundzwanzig Pfähle verarbeitet hatte. An einem klaren Maien tag lud der Vater die Pfähle auf den schweren Heuwagen, führte die Kuh aus dem Stalle, legte ihr das schwarze Geschirr an und spannte sie an den Wagen. Ich holte

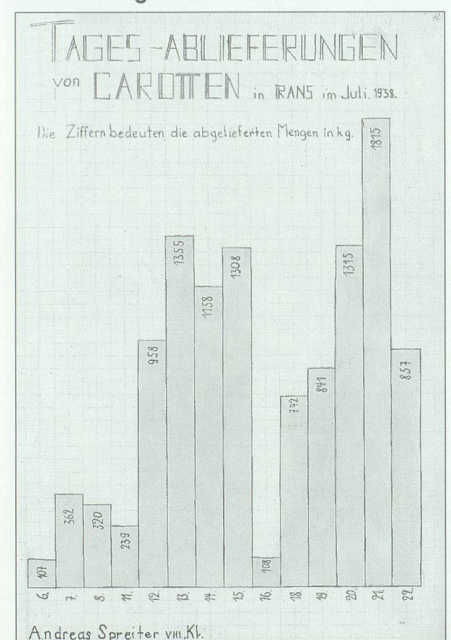
den schweren Eisenschlägel und den kleinen Handwagen aus der Tenne heraus und hängte ihn an. Auf dem Acker hängte ich den kleinen Wagen ab, stellte ihn in die Powerlireihe um darauf zu stehen. Der Vater ergriff den Schlägel und schlug einen Pfahl nach dem andern in den Boden. Es waren neun lange Reihen. Als er die siebte Reihe gepfählt hatte, waren die Pfähle ausgegangen. Wir hängten an, spannten das braune Zugtier ein und fuhren heim.» – Wie beim Spinat wurden für das Pflücken und Enthülsen der Erbsen flinke Hände gebraucht: Kesselchen um Kesselchen wurde gefüllt.³

Türggen

Ein beträchtlicher Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit dem traditionellen Maisanbau im Rheintal. Verschiedene Schüler beschreiben detailliert, wie kurzweilig das Maisstecken sein konnte: In jedes Pflanzloch mussten fünf Körner aus einem Milchkesselchen von Hand eingelegt werden, wobei zusätzlich jedes Loch mit Mist gedüngt wurde; gleichzeitig steckte man oft Bohnen am Rande des Feldes.

Handarbeit war auch das Einbringen der Maisernte: «Der Vater hieb mit der Sichel Maisstengel um Maisstengel um. [...] Meine ältere Schwester und ich brachen die Kolben aus den Stengeln», steht im Aufsatz von M. M. Auch in diesem Falle

In einer kleinen Statistik hat Andreas Spreiter die täglichen Ernteablieferungen an Karotten seines Dorfes Rans zusammengestellt.





Das Schulhaus Rans, in dem Jakob Müller 18 Jahre lehrte und lebte. (Bild: Hans Jakob Reich, Salez, 1994.)

diente der Handwagen zum Abtransport. Fast sprichwörtlich ist das «Türgga-Usschella», das Herausschälen der Maiskolben, für das eine ganze Reihe von Gedichten und Berichten geschrieben worden ist. Es war traditionell ein geselliger Anlass, bei dem es oft hoch zu und her ging. Bereits zum voraus wusste «man», wo die nächste Usschellete bevorstand, an der es sich lohnte, dabeizusein: «Es standen lange Bänke da, auf denen Leute sassen. Ich stand auf, packte einen Arm voll Maiskolben und sass wieder auf der Stuhl. Jetzt nahm ich die einen und zerrte die Hüllblätter weg bis nur noch die zwei letzten übrig blieben. Die Maiskörner glitzerten gelb hervor. Jetzt kam der Türggenbart zum Vorschein. Das sind die Stempelblüten. Zuerst glitzerten sie gelb hervor, dann färbten sie sich rotbraun. Die Männer banden immer zwei Kolben zusammen. Dann warfen sie die Türggenkolben in die Zaine. Jetzt mussten ich und Leni den Mais auf den Estrich tragen. Wir trugen die Sturmlaterne hinauf und hingen sie an einen rostigen Nagel, der in der Wand steckte. Ich nahm einen Arm voll, trug sie hinauf, legte sie sorgfältig auf den Boden und schritt wieder hinab.» (M. S.)⁴

Wie das Maismehl zum Brotbacken verwendet wurde, schildert L.G. in ihrem Aufsatz. «Beim Brotbacken: Meine Mutter bäckt jede Woche Maisbrot. Sie nimmt zehn Pfund Mais- und zehn Pfund Weissmehl. Sie brüht es mit siedendem Wasser an. Aber nur das Maismehl. Sie leert hier ein bisschen, dort ein bisschen Wasser hin-

ein. Nach einer halben Stunde knetet sie und gibt dann das Weissmehl bei. Unterdessen zündet sie ein Büscheli an. Nach einer halben Stunde wird schon wieder geknetet. Wenn dann alles bis an ein paar Gluten verbrannt ist, so scharrt sie die Asche heraus, wischt mit dem Ofenwischer die letzte Asche heraus und streut Mehl auf die Brotschaufel und schiesst es hinein, bis kein Teig mehr in der Gelte ist. Jetzt schnell die Ofentüre zu! Nach etwa fünf Viertelstunden schauen wir, ob es genug gebacken ist. Wenn es dann genug ist, nimmt die Mutter wieder die Brotschaufel, deckt die Pfanne mit siedendem Wasser ab. Jetzt werden die Brote mit einem ins Wasser getauchten Bürstelchen gegläntzt. Nachher stellen wir die Gelte mit dem Brot auf die Altane.»⁵

Angewandte Mathematik

Als geschickter Pädagoge verwendete Lehrer Müller die Maiskolben in der Schule zum Beobachten und Rechnen, wie R. R. berichtet: «Auf dem Estrich hängen allerhand Maiskolben, weinrote, goldgelbe, gefleckte und hellrote. Einmal holte ich auch vom Estrich drei, vier von den schönsten Maiskolben in die Schule. Dann musste der Lehrer schauen, wie wir so prächtigen Mais brachten. Dann zählten wir Schüler, wie viele Reihen die Maiskolben hatten. Es gab 8-, 10-, 12-, 14-, 16- und noch 18-reihigen. Als wir es dem Lehrer meldeten, wie viele Reihen es gegeben hatte, musste er sich verwundern, dass es auch noch 18-reihigen Mais gab. Dann

wägten die Achtklassknaben unsere 100 Körnlein. Da waren es beim achtreihigen Kolben 43 g, beim zehneihigen 40 g, beim vierzehneihigen 37 g und beim sechzehneihigen Kolben 33 g. [...] Nachher stellten wir in der Schule eine Tabelle auf. Und da war es für uns eine schöne Rechnung.»

Ganz natürlich ergab sich von hier aus der Übergang zur Beobachtung der Schädlinge, welche die Ernte verminderten: «Kaum ist der Mais im Frühling gesteckt im Boden, so fliegt schon eine Schar schwarzer Schädlinge auf den Acker und fängt an, die Erde wegzuscharren und alle die sechs oder sieben gesteckten Körner aufzupicken», fängt A. H. seinen Aufsatz «Raben im Maisacker» an, während H. D. seine Probleme mit andern Schädlingen hat: «Als die Powerli noch ganz klein in Reih und Glied wuchsen, zogen die Maulwurfsgrillen die dunkelgrünen Powerli hinab. Man kann auch Büchsen in die Erde einsetzen. Denn die Maulwurfsgrillen sind Schädlinge. Die Leute müssen gegen diese Schädlinge kämpfen wie im Krieg. Die Springmäuse sind auch solche Frechlinge, dass die Leute wie in einem Kriege zu kämpfen hatten. Dem Maulwurf richtet man eine Falle, sodass, wenn er schnüffeln kommt, dann die Falle abgeht.»

Mit einem Winterspaziergang auf die abgeernteten Felder schloss Lehrer Müller seine Unterrichtsreihe ab; selbstverständlich mussten auch diesmal die Beobachtungen in einem Aufsatz zusammengestellt werden. Bei aller Unbeholfenheit im sprachlichen Ausdruck durchdringt doch etwas wie Herbstmelancholie diese letzten Berichte: «Heute vormittag wanderte der Lehrer mit uns über die verlassen Felder. Auf einem Maisstoppelfeld glitzerten die Storzen in der Sonne. Sie glänzten gelb. Von weitem sah es aus wie eine goldgelbe Platte. Weiter unten lag ein sauberer Acker. Auf einem andern liessen kleine, verfrorene Kohl- und Kabisköpflein die gelben Blätter hängen. Einige Tabakstengel lagen kreuz und quer übereinander. Ein toter Rabe, der an einem hohen Stichel hing, bestand nur noch aus einigen Knochen und Federn.»

³ Der Anbau dieser Erbsen an Drahtgestellen und den aufwendigen Pflückarbeiten wurde bald wieder eingestellt.

⁴ Noch heute erinnert sich die Tochter Elisabeth, dass ihr der gestrenge Vater und Lehrer Müller die Teilnahme am ausgelassenen Treiben untersagt hat.

⁵ Eigentlich der Altan. Fremdwort aus dem Italienischen für Söller oder Balkon.

Aufsatzthema «Eine Überraschung»

Noldi Kessler, Gams

Als die Schulgemeinde Gams 1942 im Restaurant Zollhaus den Speisesaal mietete, um darin ein Unterrichtszimmer für die Schüler vom weitläufigen Gamserberg einzurichten, war Kriegszeit. Erster Lehrer an dieser kleinen Gesamtschule war Theo Gubser (1906–1969), ein kulturell hochbegabter Mann (u.a. war er Mitbegründer der HHVW), der dem Dorf bis zu seinem Tod treu geblieben ist. In seinem Nachlass findet sich ein Mäppchen, das er mit «Wichtiges Dokument» gekennzeichnet hat. Es enthält elf Aufsätze und ebenso viele Zeichnungen zum gleichen Thema, das ein Jahr nach dem Einzug «im Zoll» in unmittelbarer Aktualität gleichsam frei Haus geliefert wurde.

Hedwig Wenk, Obwald, Erstklässlerin:

«Wir sind in der Schule. Wir hören Flieger surren. Der Herr Lehrer springt hinaus. Flori. iosef und Anton springen zum Fenster hinaus. Man sieht einen grossen Bomber. 5 Schweizer Flieger fliegen im nach. Sie schissen auf ihn los. Wir springen hinaus. Wir schauen dem Bomber zu.»

Mathäus Gantenbein, Au, Drittklässler:

«Als wir in der Schule waren surrte etwas. Nun sprangen wir ans Fenster. Und der

Lehrer eilte hinaus. Dann sprangen die Schüler auch hinaus. Wir sahen einen Bomber und 6 Schweizer. Die Schweizer Jäger waren ihm immer nachgefliegen. Er flog von Wildhaus heraus und machte einen Rank. Nun flog er wider hinein. Er schoss in ein Bort hinein und überrollte 2 Mal. Er fiel ins Verlürentobel hinab. Das Benzin brannte im Bach. Der viermotorige Bomber hatte Tannen und Buchen weggerissen.»

Flori Schäpper, Buechwald, Fünftklässler:

«Wir sitzen in der Schule. Auf einmal höre ich Flieger surren und rufe: 'Es kommen wieder Flieger!' Dann schaue ich zum Fenster hinaus und sehe einen grossen Flieger hinter dem Margelkopf herauf fliegen. Alle springen an die Fenster und schauen hinaus.

Der Lehrer eilt zur Türe hinaus. Wir aber wollen es auch noch besser sehen und rennen dem Lehrer nach. 5 Jagdflugzeuge fliegen dem Riesen nach und beschiessen ihn. Der grosse Flieger schwebt sehr langsam, denn es ist ein Bomber mit 4 Motoren. Er zielt in der Richtung Wildhaus. Plötzlich sinkt er bis fast auf die Tannengipfel. Dann verschwindet er hinter dem Walde. Aber nicht lange darauf taucht er wieder hinter dem Walde empor.

Auch die Jäger verfolgten ihn wieder. Er biegt nach Westen ab und verschwindet wieder. Man hörte den Aufruf: 'Er muss jetzt wahrscheinlich landen.' Man erzählte noch lange von dem grossen Riesenvogel.

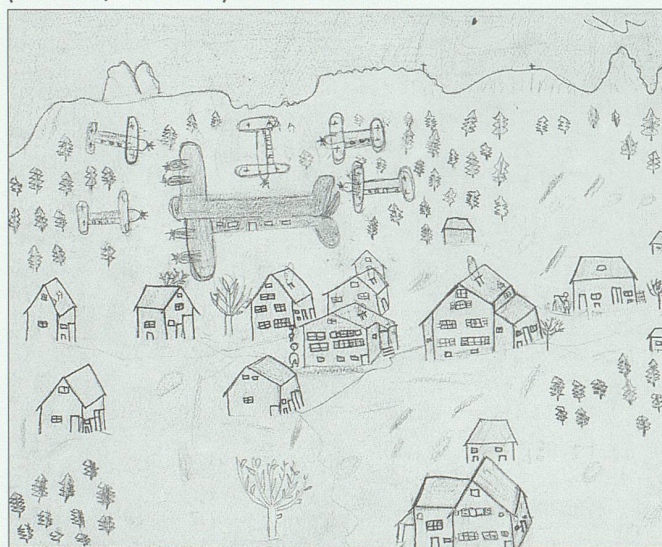
Nun ging ich heim. Hir berichtete der Vater: 'Der Mann der im Schutzgunten Wache Stehen muss, erzählte, er habe auf dem Hausdach droben Schnee geschöpft und der Flieger sei bei ihm vorbei geflogen und sei bis auf 4 Meter über dem Kirchturm hinweggedonnert. Dann aber sei er ins Falüratobel hinab gerasselt. Die Schweizer Jagdflugzeuge kreisten noch eine Weile über der Absturzstelle, dan sausten sie wieder nach Basel zurück.'

Am Sonntag gingen ich und der Vater nach Wildhaus hinein, um den Flieger zu betrachten. Als wir beim Dorfplatz angelangt waren, sah man schon viel Blech und Eisen, welches vom zerschlagenen Flugzeug herrührte.»

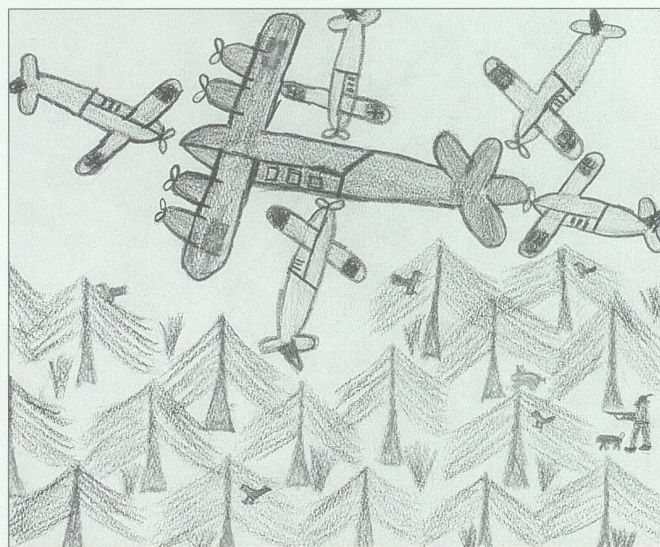
Heinrich Gantenbein, Au, Sechstklässler:

«Wir sitzen gemütlich in der Schule und zeichnen. Auf einmal ruft Florian aufgeregt: 'Ich höre schon wieder Flieger. Dort sehe ich einen!' Sofort springen wir ans Fenster und öffnen die Fensterflügel. Hoch oben in den Lüften schwebt er. Wie ein König der Lüfte kommt er so riesig, schwarz, mit weit ausgebreiteten Flügeln daher gebummt. Wie ein Raubvogel mit Jungen, denn 6 Schweizer Jäger verfolgten ihn. Der Bomber ist viermal grösser als sie. Die

Mit dieser Zeichnung illustrierte Hans Wenk (Obwald, 4. Klasse) seinen Aufsatz.



So sah es die Sechstklässlerin Rosmarie Schäpper vom Buechwald.



Schweizer Flieger holen ihn ein. Einer ist gerade ob ihm und stürzt wie ein Pfeil auf ihn hinab. Es ist mir, als sässe er auf dem Schwanz des Bombers. Jetzt ist er über den Horizont hinausgeflogen. Man sieht ihn nun nicht mehr. Bald gleitet er wieder über den Wald heraus, er ist jetzt viel näher. Unheimlich schwarz ist er. Man bemerkt an ihm nicht einmal ein Zeichen. Die vier Motoren sieht man ganz deutlich. Plötzlich ist es wieder still.

Ich muss noch in den Konsum. Dort betrete ich den Laden. Das Telefon schellt. Frau Koller springt zum Apparat. Nach einer Weile kommt sie wieder hervor und meldet: 'Es ist ein Telephonbericht von St. Johann gekommen. Sie meinen nämlich, er sei sicher in Gams herab gestürzt.' Die Schneeschöpfer arbeiten an der Strasse. Ich frage sie: 'Wo ist der Flieger?' Sie antworten: 'Er ist, man muss nicht mehr Weit hinauf, in der Strasse.' 'Das ist nicht wahr!' 'Doch, sie müssen ihn aufladen.' 'Wo hinauf?' 'Auf ein Auto.' 'Es würde das Auto ja zusammen drücken!' Ich gehe heim. Christian prahlt: 'Wir haben ihn noch viel näher gesehen!'

Am Abend kommt der 'Heldchriste' zu uns heraus. Dieser meint: 'Er ist über uns hinausgerattert, wie eine Mistbenne. Nachher ist er ins Valüratobel hinab gestürzt.'»

Ein Blick ins Geschichtsbuch

Den «Riesenvogel», der die Gamser Bergschüler als Augenzeugen dermassen aufgeschreckt hatte, finden wir heute in den

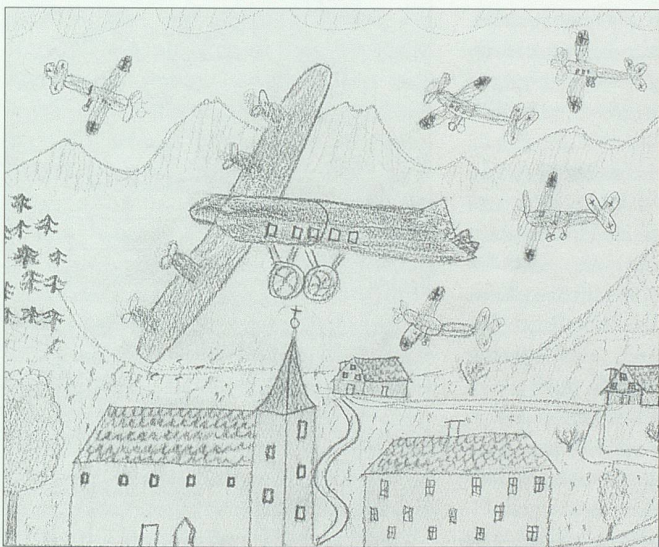


1948 hatte sich Theo Gubser (hinten) entschlossen, wieder ins Schulhaus Bsetzi zurückzukehren, um hier diese erste Klasse zu übernehmen. Mit auf dem Klassenfoto «de Lehrer Franz» (Lenherr, «Mesmers»), heute in Münchenstein. (Bild bei Pia Gubser, Gams.)

Geschichtsbüchern wieder. Mit dem aufregenden Vorfall hatte es folgende Bewandnis: Am 1. Oktober 1943 erhielt die 99. Bomb Group der US Air Force in Biserta (Tunesien) den Auftrag, die Messerschmitt-Flugzeugwerke in Augsburg und Wiener Neustadt zu bombardieren. Ein Geschwader verlor während heftigen Kämpfen mit deutschen Jagdmaschinen und in dichtem Nebel die Orientierung. Im Festungsgebiet von Sargans geriet der Ver-

band zusätzlich ins Feuer der schweizerischen Flugabwehr. Vier Bomber vom Typ B 17 (Flying Fortress, «Fliegende Festung») stürzten ab. Zwei von ihnen schlugen zwischen Bad Ragaz und Landquart auf, einer bei Alvaneu und der vierte eben oberhalb Wildhaus, im Falüratobel. 14 Amerikaner fanden den Tod und wurden in Bad Ragaz beigesetzt, später exhumiert und zur letzten Ruhestätte in ihre Heimat geflogen.

Anna-Babeli Sprecher, Mühlstückli, 6. Klasse, malte sich die Situation in Wildhaus aus.



Eine «Fliegende Festung». Bild aus J. Piekalkiewicz, «Der Zweite Weltkrieg». Düsseldorf/Wien 1985.

